Die Himmelsreise der caraïbischen Medizinmänner.

Von

Friedrich Andres-Bonn.

In manchen apokalyptischen und apokryphen Schriften des hellenistischen Zeitalters, in verschiedenen gnostischen Traktaten[1]), ja noch in der Lebensbeschreibung Mohammeds[2]) findet sich, wenn auch im einzelnen Falle mit einigen Veränderungen, das Motiv von der Himmelsreise, von dem Aufstieg der Seele durch die Planetensphären bis zum höchsten Himmel, wo ihr bestimmte Offenbarungen zuteil werden. Diese Himmelsreise ist von jener zu unterscheiden, welche die Seele bei dem Tode des Menschen, nach ihrer Trennung vom Leibe unternimmt, um vor den Thron Gottes zum Gericht zu gelangen. Hier handelt es sich um die in gewissem Sinne mystisch-ekstatische Vorstellung, daß frommen Menschen der Aufstieg zu Gott und in die Himmelsregion schon während des irdischen Lebens möglich ist. Damit ist dann meist die Vorstellung verbunden, daß die Seele durch bestimmte, die Ekstase herbeiführende Praktiken in die Himmelssphären sich erheben kann. Bousset hat darauf hingewiesen, daß die Vorstellungen von den beiden Himmelsreisen in einem gewissen Zusammenhang stehen: die Ekstase, vermöge deren man sich in diesem Leben durch die Himmelssphären zur Region des höchsten Gottes erhebt, ist ja nichts anderes als eine Vorwegnahme des Aufstieges der Seele zu Gott nach dem Tode des Menschen[3]).

Bei den Berichten über die Himmelsreise der Seele, wie sie sich in den oben genannten apokalyptischen und gnostischen Schriften und in einigen Mysterienkulten der hellenistischen Zeit finden, handelt es sich also darum, daß es einzelnen Menschen möglich ist, daß ihre Seele noch während des irdischen Lebens in die Himmelsregion emporsteigt und daß dieser Aufstieg stufenweise durch die einzelnen Himmelssphären hindurch, und zwar mit Hilfe von gewissen Praktiken, auch mit Hilfe von Rauschtrank sich vollzieht, wobei die Seele in Ekstase, in Trance versetzt wird, bei der sie glaubt, die Auffahrt in die Himmelsregionen gemacht zu haben. So wird erzählt, um nur ein von Bousset beigebrachtes Beispiel anzuführen, daß Ardâ-Virâf, der Frömmste unter den sieben frömmsten Mazda-Gläubigen, von diesen in der Zeit der Religionserneuerung in den Himmel gesandt wird, um von Ormuzd Offenbarung über die wahre Religion zu erhalten und daß man ihm zu diesem Zwecke einen Becher mit in Ekstase versetzendem Getränk zu trinken gibt, worauf Ardâ-Virâf für sieben Tage in einen Starrkrampf versinkt und seine Seele, von Srosh und Atar geleitet, durch die Himmelsräume wandert. Bousset hebt hervor, daß die Ardâ-Virâf-Apokalypse von altpersischen Vorstellungen und Anschauungen durchtränkt ist und daß sie zeigt, daß diese Art der Ekstase häufiger geübt sein muß[4]).

---

[1]) W. Bousset, Die Himmelsreise der Seele. Archiv für Religionswissenschaft Bd. 4 (1901) S. 136—169; 229—273.

[2]) B. Schrieke, Die Himmelsreise Muhammeds. Der Islam Bd. 4 (1916) S. 1—30. Die Arbeiten Boussets und Schriekes enthalten wertvolle bibliographische Hinweise auf Parallelerscheinungen. — Vgl. Blochet, Études sur l'histoire religieuse de l'Iran II. Rev. Hist. Rel. Bd. 40 (1889) S. 1—25; Vgl. in den Vorträgen der Bibliothek Warburg 1928/29 über die Vorstellungen der Himmelsreise der Seele die Vorträge von R. Hartmann über die Himmelsreise Muhameds (S. 42—65) und von H. Kees, über die Himmelsreise im ägyptischen Totenglauben (S. 1—20). Leipzig-Berlin 1930. [3]) Bousset a. a. O. S. 136. [4]) Bousset a. a. O. S. 160f.

Mit der Idee der Himmelsreise der Seele sind in dem Bereich der oben genannten Literatur und auch in den Mithras-Mysterien[1]) einige andere Elemente verknüpft, nämlich die Annahme einer bestimmten Anzahl von Himmelssphären. In der älteren Schicht dieser Vorstellungen, die Bousset auf eranischen Einfluß zurückführt, sind es drei oder vier, später sind es sieben Himmelssphären, entsprechend der Siebenzahl der Planeten, nachdem sich babylonischer Einfluß auf diese Vorstellungen geltend gemacht hatte. Dann würde als achte Schicht (die Ogdoas) die Region angesehen. in der der höchste Gott throne. Andere Vorstellungselemente sind, daß den aufsteigenden Frommen himmlische Kleider geschenkt werden, daß sich der Seele bei ihrer Himmelfahrt böse Dämonen feindlich und hindernd in den Weg stellen, daß Salbung mit Öl ihr für die Reise Kraft gewährt[2]). Aus den verschiedenen Belegen, die Bousset in seinem Aufsatze zusammengetragen hat, sei ein merkwürdiger Zug erwähnt, der sich in den eranischen Quellen findet, daß der Seele des Frommen, die nach dem Tode aufwärts schwebt, ein schönes Mädchen, das Ebenbild seiner guten Taten, Worte und Gedanken begegnet, worauf sie dann in drei bzw. vier Stationen vor Ahura Mazda's Thron gelangt[3]).

Wenn also in einigen Berichten über solche Himmelsreisen zwar der ekstatische Charakter dieser Himmelfahrt angedeutet und auch die Mitwirkung von Rauschgetränken betont wird, durch deren Genuß die Seele in jenen Trancezustand gebracht wird, in dem sie die Himmelfahrt zu unternehmen meint, so bieten diese Berichte doch keine ins einzelne gehenden Angaben über die Technik, mit der diese Erlebnisse herbeigeführt werden. Es ist längst bekannt, daß bei den Primitivvölkern, bei denen sich Schamanismus[4]) und ähnliches findet, ganz entsprechende Vorstellungen und Vorgänge lebendig sind. Wenn es nun für alle in das Gebiet übernormaler Erkenntnis fallende Erscheinungen, die oft ungenau mit dem Sammelnamen „mystisch" bezeichnet werden, gilt, daß man bei ihnen zu unterscheiden hat zunächst die psychischen Vorgänge, ferner die Weltanschauung, die den Untergrund für diese mystischen Erlebnisse bildet, und schließlich die Erklärung, die der Ekstatiker selbst für seine Erlebnisse gibt, so wird man es doppelt begrüßen, wenn uns ein eingehender Bericht geboten wird, aus dem sich nicht nur ergibt, welcher Art die Erlebnisse sind, die sich bei solcher Himmelsreise abspielen, sondern auch die Weise, wie diese seelischen Vorgänge bewirkt worden sind, und der Charakter der Ideenwelt, der Weltanschauung, auf Grund deren diese Erlebnisse als möglich angesehen werden.

Über die Himmelsreise in dem Einweihungskurs der pujai-Männer, der Medizinmänner der caraïbischen Indianer in Holländisch-Guayana liegen nun solche Berichte vor, die uns in ausführlicher und relativ guter Art die Vorgänge beschreiben, durch die der Glaube an die Möglichkeit und Tatsächlichkeit solcher Himmelsreisen bedingt ist. A. Ph. Penard[5]), der mit seinem Bruder F. P. Penard lange Zeit unter den Indianern gelebt

[1]) Bousset a. a. O. S. 167ff. Fr. Cumont, Die Mysterien des Mithra, 3. Aufl. Leipzig 1923 S. 124f.

[2]) Bousset a. a. O. S. 139f. [3]) Bousset a. a. O. S. 156.

[4]) Die überaus reiche Literatur über Schamanentum kann hier nicht angeführt werden. Für die psychologische Seite des Schamanismus sei hingewiesen auf K. Zucker, Psychologie des Schamanisierens, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie Bd. 150 (1934) S. 693—714 (mit Literaturangaben). — L. Lévy-Bruhl, L'expérience mystique et les symboles chez les primitifs. Paris 1938 S. 25ff.

[5]) A. Ph. Penard, Het pujai-geheim der Surinaamsche Caraïben; in: Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië Bd. 84 (1928) S. 625 bis 671. Im folgenden zitiert mit: „Penard, Bijdr.".

hat und mit ihm in der dreiteiligen eigenartigen Schrift: „Die menschenfressenden Anbeter der Sonnenschlange[1])“, ihre Forschungen über die Caraïben, insbesondere auch über ihre Religion und Mythologie dargelegt haben, ist es später gelungen, von einem Medizinmann den genauen Verlauf des Kursus zu erfragen, in dem er zum Medizinmann herangebildet wurde, und damit die Nachrichten zu ergänzen, die er bereits früher in einer kleinen in Paramaribo erscheinenden Wochenschrift „De Periscoop“ über den caraïbischen pujai-Mann gebracht hatte. Was die Brüder Penard berichtet haben, konnte der tüchtige exakte Forschermissionar Ahlbrinck[2]), der durch 12 Jahre hindurch dort seine Forschungen gemacht und ihre Ergebnisse in seiner gediegenen caraïbischen Enzyklopädie niedergelegt hat, nachprüfen und ergänzen. Seine Berichte und die der Brüder Penard, verbunden mit den durch C. H. de Goeje[3]) mitgeteilten Auszügen aus den Penardschen Artikeln im Periscoop, ebenso wie die Abhandlung von Roth[4]), sind die Quellen, die im folgenden zur Darstellung der Himmelsreise des caraïbischen Medizinmannes herangezogen werden sollen. In dem beschränkten Raume dieses Artikels ist es nicht möglich und darum auch nicht beabsichtigt, die Parallelen zu dieser Erscheinung auch nur zu nennen, geschweige auch nur kurz zu behandeln; ich behalte mir dies für eine spätere Untersuchung an anderer Stelle vor, vor allem auch den Vergleich der hier behandelten Himmelsreise des caraïbischen Medizinmannes mit nordamerikanischen Parallelen und mit Erscheinungen, die sich bei Meskalin-Versuchen eines meiner Schüler, J. Friedrichs ergeben haben, über die er in Kürze einen Bericht vorlegen wird.

A. Ph. Penard umschreibt Stellung, Aufgabe und Tätigkeit des pujai-Mannes folgendermaßen[5]): „Der pujai ist der Priester und Arzt der Caraïben oder Kalienjas von Suriname. Der älteste pujai ist zugleich Oberhäuptling und Ratsmann. Die Indianer betrachten ihn als die personifizierte Erfahrung; er ist der Herr der Geister. Er führt den Kampf gegen den Tod und das Verderben; er ist auch der größte Widersacher der modernen Kultur, hinter deren Maske er das hohnlachende Antlitz des Materialismus sieht. Er ist ein zweiter Großvater (tamusi) für seine Dorfgenossen, die ihn auch darum so nennen. Er muß der Führer sein und als solcher ein Vorbild von Mut und Aufopferung.“

Ahlbrinck nennt ihn püyéi und übersetzt das Wort mit Geisterbeschwörer[6]). Wenn auch das Heilen von Krankheiten die Hauptfunktion des püyéi ist, so deckt die Übersetzung „Geisterbeschwörer“ auch diese Funktion. Denn da nach der Auffassung dieser Indianer jede Krankheit von bösen Geistern verursacht ist, so muß der, der einen Kranken heilen will, den bösen Geist austreiben und seinen schädigenden Einfluß auf den

[1]) F. P. Penard und A. Ph. Penard, De menschetende aanbidders der Zonneslang. 3 Teile. Paramaribo 1907/08. — A. Ph. Penard, Het onbegrepen geloof. Paramaribo 1917.

[2]) W. Ahlbrinck, Encyclopaedie der Karaïben. Behelzend taal, zeden en gewoonten dezer Indianen. Amsterdam 1931. (Verhandelingen der Kon. Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, Afd. Letterkunde. Nieuwe Reeks Bd. 27 Nr. 1.) Im folgenden zitiert mit „Ahlbrinck, Enc“. — W. Ahlbrinck, Carib Life and Nature, in: Proceedings of the 21 st International Congress of Americanists, I; den Haag 1924, S. 217—225. — W. Ahlbrinck, Over de geesten en geestenbezweerders bij de Karaïben, in: Het Missiewerk Bd. 7 (1925/26) S. 83—88; 144—145.

[3]) C. H. de Goeje, A. Ph. Penard, Over inwijding en wereldbeschouwing der Karaïben, in: De Westindische Gids Bd. 11 S. 276—286.

[4]) W. E. Roth, An inquiry into the Animism and Folklore of the Guiana-Indians, in: 30. Annual Report of the Bureau of American Ethnology 1908/09. Washington 1915 S. 103—386.

[5]) Penard, Bijdr. 625.

[6]) Ahlbrinck, Enc. 399; vgl. seinen Artikel über „püyéi“, Enc. 399—408.

Kranken unwirksam machen. Dazu muß er einen starken Geist in sich haben, der es mit den bösen Geistern aufnehmen kann. Wer nun Arzt, d. h. Geisterbeschwörer werden will, muß dafür sorgen, daß in ihm gute, starke Geister Wohnung nehmen. Die Initiation zu diesem Beruf soll also das Eingehen der guten Geister in den Medizinmann und die Fähigkeit in ihm bewirken, daß er mit den guten Geistern in Verbindung treten kann[1]).

Für die Wirksamkeit des Glaubens an die Geister[2]) in der Tätigkeit des Medizinmannes und damit auch für seine Einweihung ist von grundlegender Wichtigkeit die Überzeugung der Caraïben, daß eine Art magischer Anziehungskraft zwischen zwei Dingen besteht, die eine Ähnlichkeitsbeziehung miteinander haben. Wenn der Caraïbe zwischen zwei Dingen eine Beziehung wahrnimmt, sei es eine wesentliche, wie zwischen Vater und Kind, Mann und Frau, zwischen Zwillingen, sei es eine akzidentelle, wenn z. B. zwei Dinge dieselbe Farbe, dasselbe Aussehen haben, dann schreibt er dieser Beziehung eine zauberhafte Wirksamkeit zu, die sich darin äußert, daß die beiden Dinge nach Vereinigung miteinander streben. Sie rufen einander, sie suchen sich gegenseitig und teilen einander ihre Eigenschaften mit. Gemäß diesem Glauben meinen die Caraïben, um einen Fall einer wesentlichen Beziehung herauszugreifen, daß, wenn ein Zwilling stirbt, der andere bald im Tod ihm folgen wird. Bei einem Fall akzidenteller Beziehung, nämlich, daß der Feuerfächer Wind zu dem Feuer weht, glauben sie, daß zwischen dem Feuerfächer und dem Winde eine Beziehung besteht, daß also der Fächer den Wind herbeirufen kann, daß man danach, wenn man starken Wind, wie z. B. beim Roden eines Waldstückes durch Feuer nötig hat, einfach einen Feuerfächer bei diesem Waldstücke aufhängt[3]).

Die Beschwörung der Geister, also das eigentliche Wirken der pujai-Männer beruht auf diesem Prinzip. Eine Pflanzenart Turara, die als Beschwörungsmittel gebraucht wird, deren Blätter weiß sind, wird angewandt, um das Wasserschwein zu verzaubern, dessen Haar auch weiß ist[4]). Will jemand Geisterbeschwörer werden und mit Hilfe des in einer bestimmten Pflanze befindlichen starken guten Geistes andere und zwar schädliche Geister bezwingen, so muß er den Geist dieser Pflanze sich einverleiben, und dies wird in dem Einweihungskursus der Medizinmänner bewerkstelligt.

Wenn diese Neigung zur Vereinigung, die zwischen einander ähnlichen Dingen gemäß den eben genannten caraïbischen Anschauungen besteht, vereitelt wird, wenn dem Caraïben Dinge seiner Umwelt ganz oder z. T. unbegreiflich sind, dann glaubt er, daß in diesem Falle ein sehr mächtiger Einfluß wirksam und daß dieser Einfluß seinem eigenen Können überlegen ist. Dann wird dieser Einfluß personifiziert und zu einem Geist. Der

---

[1]) Ahlbrinck, Enc. 399; Roth, a. a. O. S. 326ff. A. Ph. Penard gibt in seinem Artikel in den Bijdragen Notizen über die Namen und Funktionen dieser Geister. Da das Eingehen auf die Geisterwelt der Caraïben nicht zum eigentlichen Gegenstand dieser Abhandlung gehört und da Ahlbrinck auf Grund seiner genauen sprachlichen Untersuchungen auf Fehler in der Deutung Penards hinweisen kann, so sei auf Einzelheiten in bezug auf den Geisterglauben nur insoweit eingegangen, als dies für die Darstellung der Initiation des Medizinmannes der Caraïben Bedeutung hat. Ahlbrinck macht darauf aufmerksam, daß das von Penard zur Bezeichnung von Geistern gebrauchte Wort „jumu" richtiger „yuman" heißen muß und soviel bedeutet wie „Vater": tamun yuman heißt soviel wie „Vater des Tabaks" (Enc. 441). Für Geist werden die Wörter yoroka und okatombo verwendet.

[2]) Penard, Bijdr. 625ff.; passim. Ahlbrinck, Enc. unter yoroka (S. 551ff.) und okatombo (S. 330). Vgl. Ahlbrinck in: Het Missiewerk Bd. 7 S. 83ff.; 144ff. Roth a. a. O. S. 148—270.

[3]) Ahlbrinck, Carib Life and Nature, S. 222—225. Enc. (unter „moran" S. 298ff.).

[4]) Ahlbrink, Enc. S. 474. S. 299, A. 4.

Caraïbe ist überzeugt, daß an solchen Plätzen und in solchen Dingen ein mächtiger Geist lebt. Als solche Dinge, von denen der Caraïbe sich in dem angegebenen Sinne betroffen fühlt, führt Ahlbrinck u. a. an: die Undurchdringlichkeit des Waldes, die dunkle Tiefe des Wassers, den breiten Fuß eines majestätischen Berges, eine Pflanze, die wegen ihrer Ausmaße oder ihrer starken Würze oder ihrer giftigen Säfte außergewöhnlich ist. Demzufolge werden alle diese Plätze und solche Dinge als von Geistern bewohnt betrachtet. Ist der Platz anmutig, so wohnt dort ein guter Geist, ist er schreckenerregend, dann kann dort nur ein böser Geist wohnen. Tabak und Pfeffer, die starke und nützliche Pflanzen sind, haben einen guten Geist in sich[1]).

Wenn der Caraïbe sich die bösen Geister vorstellt, dann folgt er seiner Vorstellungskraft und seinem Denken: die Geister gleichen den Menschen. Böse Geister haben einen mißgestalteten Körper oder wenigstens einen häßlichen Körperteil. Gute wie böse Geister haben dieselben Neigungen und Affekte wie die Indianer. Sie lieben Schmuck, Verzierungen, Wohlgerüche; so steigt der gute Geist Tukayana gerne eine Leiter herab, die bemalt, mit Vogelfedern geschmückt und mit alakuseri-Balsam eingerieben ist[2]).

Mit diesen Anschauungen über die magische Wirkung der Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen und über die Geister gehen parallel die caraïbischen Ansichten über das Erkennen[3]). Für den Caraïben gibt es drei Arten der Erkenntnis: zunächst das Erkennen im wachen, normalen Zustand; die so gewonnenen Erkenntnisse lassen sich jeder Zeit nachprüfen und feststellen, ob sie der Wirklichkeit entsprechen. Eine zwiete Erkenntnisart ist das Erkennen im Traum[4]), dem der Caraïbe volle Wirklichkeit zuschreibt, sei es unmittelbare, sei es sinnbildliche. Infolgedessen ist es möglich, daß der Caraïbe zu einer Handlung übergeht, die nichts anderes ist als die Konsequenz dessen, was er im Traum gesehen hat (ein Caraïbe machte sich auf, um einen Mann zu erschlagen, von dem er geträumt hatte, er habe ihn beleidigt). Die dritte Art des Erkennens ist das Erkennen im „begeisterten", im hellseherischen Zustand, in dem der Medizinmann wirksam ist, einer Art von Trance. Die Beobachtungen über diese Art des Erkennens, die Penard in der Zeitschrift De Periscoop, die mir nicht zugänglich war, veröffentlicht hat, faßt de Goeje in folgenden Sätzen zusammen[5]):

„In diesem Zustand kann der pujai-Mann keine materiellen Gegenstände sehen; aber er kann hören und fühlen. Er sieht die überirdischen Wesen, mit denen er umgeht, wie Bilder in einem Traum, obwohl sie von den Traumgestalten verschieden sind. Dieses Wahrnehmen in einer geistigen Welt wird als ein ‚Aufsteigen' bezeichnet. Bei dem Lehrling, nicht aber bei dem fertigen, eingeweihten pujai ist der Leib alsdann in einem Zustand, der einer Ohnmacht gleicht. Die Einweihung des pujai-Mannes geht also darauf hinaus, in dem Lehrling dieses hellseherische, dieses trancehafte Erleben und Schauen hervorzurufen, ihn also zu diesem ‚Aufstieg' in die Himmelsregion der Geister zu bringen." Das ist aber nicht wesentlich verschieden von dem, was in den zu Anfang dieses Aufsatzes genannten Fällen der hellenistischen, apokalyptischen und Mysterien-Himmelsfahrten genannt worden ist.

Über die Art, wie dieses Ziel in dem pujai-Kursus erreicht wird, gibt Penard auf Grund der Mitteilungen, die ihm der pujai-Mann Maliwiaju

---

[1]) Ahlbrinck, Enc. S. 399.
[2]) Ahlbrinck, Carib Life and Nature S. 225.
[3]) de Goeje a. a. O. S. 276ff.
[4]) Penard, Bijdr. 626ff. Vgl. den Bericht eines anderen pujai-Mannes bei Ahlbrinck, Enc. 400ff. [5]) de Goeje a. a. O. S. 277f.

über seine Erlebnisse bei seiner Einweihung unter der Leitung des Meisters Akumawai gemacht hat, folgende Schilderung[1]):

Die Vorbereitungen zu dem Initiationskursus bestanden zunächst in dem Bau einer für die damaligen 6 Kandidaten genügend geräumigen, mit Palmblättern gedeckten Hütte, in der sie tagsüber in den Hängematten zu liegen, nachts zu singen und zu tanzen hatten, in dem Verfertigen eines Drehgestells, in dem die Kandidaten rundgewirbelt werden konnten, in dem Anlegen eines neuen Tabaksfeldes, dessen Blätter zur Bereitung des Tabakswassers benötigt waren, in dem Schnitzen einer Bank aus Zedernholz, welche die Form eines Kaimans hatte und die vor der Hütte stand; auf ihr saßen abends die Lehrlinge, um die Unterweisungen des Meisters entgegenzunehmen. Jeder Lehrling mußte sich außerdem seine Medizinrassel und den ca. 2 m hohen Zauberstab herstellen. Für jeden der Kandidaten war ein junges Mädchen, das die Reife erlangt hatte, aber unberührt sein mußte, bestimmt, das für den ihm zugewiesenen Kandidaten das Tabaksgetränk zu besorgen und ihn an jedem Abend am ganzen Leibe mit roter Farbe zu bemalen hatte; diese jungen Mädchen standen unter der Aufsicht einer Meisterin, einer älteren Frau. Für jeden Lehrling ließ die Meisterin durch die Mädchen je 12 neue Schalen aus Ton backen, die mit der Figur der Wendeltreppe bemalt waren, damit durch dieses Zeichen der Königsgeier-Großvater, einer der Hauptgeister, günstig gestimmt würde. Diese Schalen waren dazu bestimmt, daß die Lehrlinge auf ihnen im Trancezustand gleichsam schwebend wandelten.

Der Kursus, von dem Penard berichtet — die einzelnen Meister werden sowohl der Zeit als auch den Einzelheiten der Ausführung nach ihre Kurse verschieden gestaltet haben — umfaßte 24 Tage und Nächte, während derer die Lehrlinge in der geschlossenen Unterrichtshütte wohnen mußten. Auf eine Unterrichtsperiode von dreimal 24 Stunden, während derer sie die drei Nächte hintereinander tanzend und singend, die Tage in der Hängematte liegend verbringen mußten, folgten 3 Tage Ruhe. Während dieser Ruhezeit mußten die Lehrlinge jeden Tag mit Pfeffersaft in den Augen auf der Kaiman-Bank sitzen und andächtig auf die Lehren des Meisters lauschen, wobei er unter die Kandidaten, wie er dies abends während der Unterrichtsperiode tat, die guten Geister verteilte, als ob sie Dinge wie Speise und Trank wären[2]).

Nachdem für die erste Unterrichtsnacht alles von den pujai-Mädchen in der Hütte bereitgestellt war, gab der Meister den Lehrlingen den Zauberstab in die Hand und führte sie in die Hütte ein[3]). Dort mußten sie nach seiner Anweisung längere Zeit einen raschen Rundtanz zum Klappern der Rasseln und unter bestimmten eintönigen, beständig wiederholten Gesängen ausführen, wobei sie charakteristische Bewegungen derjenigen Tiere, die in den Liedern erwähnt wurden, nachahmen mußten. Dann setzten sie sich auf die Bank und erhielten Unterricht über die verschiedenen Geister, über die bösen, wie über die guten. Der Geist, der als „Königsgeier-Großvater" bezeichnet wird, wurde besonders eingehend beschrieben: Er habe das Aussehen eines nackten Indianers mit einem besonders gütigen Ausdruck; er sei es, der den im „Begeisterungszustande" befindlichen Tabaksmeisterlehrling auf seiner Wendeltreppe zu den Himmelsregionen der verschiedenen Wesen führe und ihn mit den guten Seelen und Geistern bekannt mache. Durch den Mund dieses Geistes spreche der Tabaksmedizinmann mit dem

[1]) Penard, Bijdr. S. 626ff. [2]) Penard, Bijdr. 629f.

[3]) Abbildungen einer Hütte, in die sich der Medizinmann zum Beschwören der Geister zurückzieht, und eines davor befindlichen Medizinmannes siehe bei Roth a. a. O. S. 334 und bei Ahlbrinck, Enc., Bilderanhang, S. 12, 123 und von Kaimanbänken S. 80ff.

„Indianer-Großvater", d. h. dem Schöpfer. dem höchsten Wesen[1]). Es würde nun hier zu weit führen, den Inhalt der einzelnen Gesänge, die vielfach Lebensweise und Bewegungen bestimmter Tiere schildern, wobei die Tanzbewegungen die Bewegungen dieser Tiere nachahmten, und die dabei ausgeführten Tänze auch nur kürzest zu beschreiben. Es sei nur erwähnt, daß in der ersten Nacht der zweiten Unterrichtsperiode den Lehrlingen beigebracht wurde, wie sie in dem Trancezustand und durch ihn sich in Jaguare und in Fledermäuse verwandeln und wie sie wieder zu pujais werden sollten[2]).

Jedenfalls sind sowohl in der ersten, als auch in den folgenden Unterrichtsperioden die Mittel, mittels derer die Kandidaten in den Begeisterungszustand gebracht werden, in dem sie in den Himmel aufsteigen, die gleichen:

1. An den Unterrichtstagen ist ihnen absolutes Fasten auferlegt; sie bekommen tagsüber nichts zu essen und zu trinken. Abends dürfen sie nur das Tabakswasser, den Takinisaft und ein wenig Kasiri-Wein trinken, soweit es ihnen der Meister reichen läßt. Damit ist die physiologische Grundlage für Hungervisionen und Hungerhalluzinationen geschaffen.

2. Den ganzen Tag über liegen sie, hungrig, müde von der durchwachten und zum großen Teil durchtanzten Nacht schweigend in der dunklen Hütte in der Hängematte.

3. Abends erhalten sie nach der Unterweisung über die Geister und über die Beziehungen des pujai zu ihnen soviel Schalen Tabakwasser zu trinken, als sie nur herunterbringen, (später ein wenig Takini-Saft), und ein kleines Quantum kasiri(= Kassave)-Wein. Außer dem Tabakswasser, das sie trinken, müssen sie abendlich 2 Tabaksblätter, z. T. gekaut, z. T. ungekaut in den leeren Magen hinunterschlucken. Wenn die narkotisierende Wirkung des getrunkenen Tabakswassers noch nicht ausreichte, so kommt noch hinzu das beständige Rauchen langer Zigarren während des Unterrichts, den der Meister ihnen gibt[3]). Durch dieses Trinken des Tabakwassers, das Essen der Tabaksblätter und das Rauchen soll der Lehrling den Tabaksgeist in sich hineinziehen und seinen Geist mit dem des Tabaks vereinigen.

4. Während des Unterrichts über die Geister haben die Lehrlinge die Augen voll Pfeffersaft, den der Meister ihnen in die Augen träufelt.

5. Dazu kommt noch eine gewisse erotische Spannung, von deren Wirkung Penard allerdings nichts berichtet, die ebenfalls wohl dazu beiträgt, daß die jungen Lehrlinge in einen anormalen, übererregten Zustand kommen: jeden Abend, vor dem Tanzen, wird jeder der Lehrlinge von dem ihm zugeordneten Mädchen am ganzen Leibe mit roter Farbe schön bemalt; dadurch sollen die Lehrlinge in den Augen der Geister schön und wohlgefällig werden, damit diese sich zu dem Kandidaten gerne hingezogen fühlen. Mit den Lehrlingen zu tanzen und zu singen und in der Hütte aufzuhalten, ist den Mädchen aber nicht gestattet.

Durch die Einwirkung aller dieser Vorgänge, den Genuß des Tabaks, das lange Rundtanzen, die eintönige Wiederholung der Gesänge und das Hungern entsteht in den Lehrlingen ein überreizter, an Schwindel grenzender Bewußtseinszustand, in dem das normale Funktionieren des Bewußtseins ausgeschaltet ist, so daß in ihnen durch diese beständige Fremd-

---

[1]) Die Caraïben glauben an ein Höchstes Wesen; siehe bei Ahlbrinck, Enc. unter dem Namen Kapu, Himmel als Wohnsitz des Höchsten Wesens S. 207 und unter Tamusi, das vor allem Name für Gott ist, Ahlbrinck, S. 454f.

[2]) Penard, Bijdr. 644f.

[3]) Über die Sorten des Tabaks und die Arten, wie die Caraïben ihn verwenden, siehe Ahlbrinck, Enc. S. 453f.

und Selbstsuggestion halluzinatorische Visionen entstehen, die nach der oben beschriebenen Eigenart der caraïbischen Psyche von den Lehrlingen für wirklich gehalten werden.

Daß diese Visionen genau den Lehren entsprechen, die in dem Unterricht von dem Meister übermittelt werden und die völlig auf der Eigenart des caraïbischen Glaubens beruhen, ist nicht zu verwundern, ebensowenig, daß diese Halluzinationen für wahre Erlebnisse angesehen und damit auch in den Medizinmännerkandidaten die Überzeugung gegründet wird, daß sie wirklich den Aufstieg in die Himmelsregionen gemacht haben.

Ahlbrinck kann noch ergänzend äußere Hilfsmittel angeben, durch die diese suggestive Behandlung und die Rauschwirkung gesteigert wird[1]:

„In der fünften Nacht (des ihm von seinem Gewährsmann beschriebenen Kursus) bekommen die Lehrlinge gar nichts; selbst das Tabakswasser wird ihnen vorenthalten. Sie müssen in dieser Nacht ganz leicht sein; darum dürfen sie weder essen noch trinken. Der pujai-Meister soll sie doch nach oben bringen, zu dem Großen Geist. Er wird sie über die Wolken hinaufführen, wo der Große Tabaksbaum „tamun undi" steht, die Mutter des Tabaks (tamun yuman). Während des Tages hat der Meister für die bevorstehende Himmelfahrt verschiedene Seile gespannt, einige nur ein wenig über dem Boden, andere etwas höher. In dieser Nacht, also der fünften, müssen die Lehrlinge auf den Seilen tanzen, was kein Kunststück ist; denn auf die höher gespannten Seile dürfen sie die eine Hand legen. Sie dürfen die Hand auf die Seile legen, sie dürfen die Seile aber nicht festhalten. In der anderen Hand halten sie die Rasseln. Um Mitternacht, nach dem Lufttanz steigen sie auf. Der Meister legt ihnen ans Herz, daß sie alle gleichmäßig zurückkehren. Würde einer von ihnen die Zeit verfehlen, so würde keiner von ihnen zurückkehren. Mit lautem Plumps stürzen sie nach einiger Zeit denn auch alle zusammen auf die Erde und in das Kamp zurück." Ahlbrinck fügt diesem Bericht seines Gewährsmannes hinzu: „Ich denke, daß sie wegen Erschöpfung von den Seilen herab auf den Boden schlagen."

Wenn Ahlbrinck diesen Beitrag zu der Technik der „Himmelfahrt" bringt, so widmet Penard ein ganzes Kapitel dem Berichte seines Gewährsmannes über die Fahrt durch die Himmelsregionen bis zum „Kreuzpunkt von Leben und Tod"; darin ist näheres über die Art der Himmelsregionen gesagt[2].

Vorbereitet waren die Kandidaten nicht nur durch die voraufgegangenen Unterrichtstage mit ihren Erregungen durch das Hungern, durch die Unterweisungen, durch das lange nächtliche Rundtanzen und durch das Trinken der vielen Schalen Tabakswasser, sondern auch durch den an diesem Abend ihnen vorgeschriebenen Genuß von zwei Kalebassen besonderen Tabakspapps[3]. Sie gerieten bald unter den berauschenden Einfluß dieser Medizin, und sie glitten „begeistert" von der Kaiman-Bank ab. Maliwiaju erzählte, wie er äußerst benommen plötzlich in das Geisterreich geriet. Ein wunderschönes Licht strahlte aus der Höhe auf seinen Leib herab. Er sah eine nackte Rothaut vor sich; dieser Tukajana (Geist) sprach freundlich zu ihm: „Komm, pujai-Lehrling! Du sollst himmelwärts geführt werden auf der Treppe des Königsgeier-Großvaters; es ist nicht weit!" Mit einem Schritt brachte dieser Geist den Maliwiaju zu einer Wendeltreppe. Dort stand bereits ein anderer Tukajana, der ihn erwartete und dem er sich vollkommen anvertraute. Beide stiegen vorsichtig die Treppe empor, erreichten also sicher das erste Stockwerk des Himmels. In dieser Geister-

---

[1]) Ahlbrinck, Enc. S. 401, Nr. 15.

[2]) Penard, Bijdr. 646ff. [3]) Penard, Bijdr. 646.

region besuchten sie sowohl einfache Dörfer von Naturvölkern, als auch prächtige Städte von Kulturvölkern (von Weißen, Chinesen usw.).

Nun folgt in dem Berichte, den Penard von seinem Gewährsmann bekommen hat, eine bunte Beschreibung der Visionen der verschiedenen Geisterarten und ihrer Wohnbezirke, die zweifellos den Schilderungen entsprechen, welche der Lehrmeister von den Geistern und ihren Wohnungen und ihrem Treiben in den Unterrichtsstunden den schon halb in übernormalem, im Erregungszustande befindlichen Lehrlingen gegeben hatte. Aus der Schilderung der Begegnung mit den im Himmel wohnenden Geistern ist hervorzuheben, daß Maliwiaju mit dem ihn führenden Geist am Ufer der überirdischen Amana stehen blieb, die als ein wunderschönes, herrliches Mädchen aus dem Strome auftauchte, der ihren Namen trug und die ihn mit wundersüßem Gesang einlud, ihr zu folgen. Sie sprangen in das Wasser und verschwanden mit diesem reinen, schönen Wesen in der Tiefe. Da er ihr dort in ihrem Reiche versichern konnte, daß er nie von ihren Lieblingstieren aß, war sie ihm wohlgeneigt[1]). Penard setzt die Schilderung dann fort:

„Beseelt durch Amana, zog Maliwiaju mit seinem Tukajana weiter. Ein kleiner Schritt in den Wellen brachte ihn an die gewünschte Seite ihres Flusses: er befand sich an dem Kreuzpunkt von Leben und Tod; er konnte zu Fuß nach dem leuchtenden Komambe (dem Abendlosen) wandeln oder nach dem dunkeln Emanbe (dem Morgenlosen) klimmen. Ihn beschlich abwechselnd ein Gefühl von Freude und von Schmerz. Entschlußlos schaute er um sich hin[2]).“ (Komambe ist das abendlose Paradies.)

Ob hier gemeint ist, daß durch die narkotischen Mittel der Kandidat in die Gefahr gerät, daß er nicht mehr zu sich kommt, daß er durch diese Mittel vergiftet ist und daß er beinahe tatsächlich an den Wendepunkt vom Leben zum Tode gerät?

Maliwiaju berichtete, daß der ihn führende Geist ihm auch Belehrungen über das Los der Seele nach dem Tode gab[3]); diese sind nichts anderes als ein Spiegelbild der ihm vor dem Trancezustand gegebenen Unterweisungen und der sittlichen Anschauungen, die in dem Stamme gelten. Es bleibt allerdings die Möglichkeit bestehen, daß die in solchem Trancezustand überreizte und eigenartig arbeitende Phantasie die einzelnen Elemente der Vorstellungen des Volksglaubens an die Geister und der gebotenen Belehrungen zu halluzinatorisch geschauten und gestalteten bunten Bildern zusammenfügt.

Von dem Erwachen aus dem Begeisterungszustande, in dem die Himmelsreise angeblich erlebt wurde, wird in dem Berichte, den Penard mitteilt, folgendes gesagt: „Äußerst befriedigt kehrte Maliwiaju seinen Weg wieder zurück. Er stieg die Wendeltreppe mit seinem Tukajana herab, der auf der untersten Stufe plötzlich verschwand. Maliwiaju fühlte, daß er durch jukukon gebissen wurde: sein Meister hatte ihm zart ein mit schwarzen Ameisen gefülltes Netz auf Stirn und Bauch gedrückt[4]).“ Durch diesen Ameisenbiß wurden sie alle aus ihrer Trance aufgeweckt. Sie setzten sich auf die Bank und begannen dem Meister zu erzählen, was sie erlebt hatten. Nur einer der Lehrlinge schwieg, und nach der Ursache seines Schweigens befragt, antwortete er einfach, daß er nicht „begeistert“, sondern wirklich bewußtlos gewesen sei; er wolle lieber liegen bleiben, denn alles drehe sich ihm vor den Augen. Während die anderen aus dem

[1]) Über die Begegnung mit Amana: Penard, Bijdr. 649f.; über Amana selbst, die von einem Indianer als Wassergeist bezeichnet wurde, Ahlbrinck, Enc. 79. Roth, a. a. O. S. 251f.; wo die Gestalt der Amana abweichend von der Darstellung bei Penard geschildert wird.

[2]) Penard, Bijdr. S. 650. [3]) S. 651ff. [4]) S. 652.

Himmel zurückgekehrten Lehrlinge sich auf Geheiß ihres Meisters in Armadillen und dann wieder in pujais verwandelten, lag Albert totbleich auf dem Boden. Er nahm keine Notiz von dem, was um ihn vorging. Sein Zustand schien lebensgefährlich zu sein; der Meister untersuchte ihn und deutete Alberts Zustand dahin, daß böse Geister diesen Kandidaten mit Macht festhielten; würde er das pujai-Studium weiter fortsetzen, so würde es mit ihm einen schlimmen Ausgang nehmen. Für den Mißerfolg Alberts hatte der Meister folgende Erklärung: Da alle Familienmitglieder der Kandidaten während des Kursus die caraïbischen Keuschheitsvorschriften streng beobachten müssen, weil sonst die bösen Geister ihren Verwandten, der den Kursus mitmacht, schädigen, und da Albert viele Verwandte hatte, glaubte der Meister, irgend jemand aus dem Verwandtenkreise Alberts habe etwas Verbotenes begangen und so die Rache der bösen Geister gegen Albert herausgefordert. Ja, der Meister befürchtete, daß starke böse Geister allen, die in der Kursushütte sich aufhielten, auflauern würden. Darum beendigte er diesen Tabaksmeisterkursus; die Lehrlinge wüßten ja jetzt genug, um sich selbst weiterzubilden. Ein Flammentanz beendigte diesen Kursus[1]).

In der zweiten Unterrichtsnacht der vierten Unterrichtsperiode wurde noch ein anderes Mittel angewandt, durch das die Kandidaten den Aufstieg in die Himmelsregionen erlangen sollten, und zwar unternahmen sie die Himmelsreise diesmal nicht gemeinsam miteinander, sondern einzeln der Reihe nach[2]). Um Mitternacht kroch der erste der Lehrlinge in das Drehgestell, das von dem Dachbalken der Hütte herabhängt. Seine Kollegen drehten unaufhörlich das Gestell rund, wobei der Eingeschlossene sang: „Pujai Alanapali's Drehgestell wird mich zum Himmelsgewölbe bringen. Ich werde Tukajana's Dorf von innen sehen.“ Sobald das Tau, an dem das Gestell hängt, bis zum äußersten zusammengedreht ist, wird es losgelassen; die Windungen des Seils beginnen sich aufzudrehen und zwar immer schneller, und mit schwindelerregender Schnelligkeit dreht sich das Gestell um: „der darinsitzende Lehrling erreicht wieder die erste Himmelssphäre oder richtiger: er gerät zum zweiten Male in Begeisterung, d. h. während dieser rasenden Drehungen und unter dem Einfluß des getrunkenen Tabakswassers gerieten die Lehrlinge wieder in den Trancezustand, in dem sie die Visionen der Himmelssphären und der dort wohnenden Geister hatten[3]).

---

[1]) S. 653f. [2]) S. 654ff.

[3]) Über ähnliche Vorgänge in den antiken Mysterienkulten werde ich an anderer Stelle handeln. Es sei hier nur hingewiesen auf die Erklärung, die H. Fühner in seinem Aufsatze: „Solanazeen als Berauschungsmittel. Eine historisch-ethnologische Studie“ (Archiv für experimentelle Pathologie und Pharmakologie, Bd. 111 (1926) S. 281 bis 294) über die Vorgänge schreibt, durch die nach den Berichten von Lukian und Plutarch die Pythia in Delphi hellsehend wurde: „Mit feierlichem Ornate angetan trank sie aus der heiligen Wasserader, kaute Lorbeerblätter und Gerste und bestieg dann den heiligen Dreifuß im Adyton des Tempels, der über einem heute nicht mehr vorhandenen Erdspalt aufgestellt war, aus dem anscheinend Dämpfe emporstiegen. Der Zustand der Verzückung der Pythia kündigte sich durch Schäumen des Mundes und krampfhafte Zuckungen des Körpers an, worauf sie dann die nur den eingeweihten Priestern verständlichen Weissagungen von sich gab. Den Grund der Verzückung der Pythia sahen die Alten vielfach, jedenfalls schon der Stoiker Chrysippos, in dem unterirdischen Luftstrom, einem ‚divinus adflatus‘, wie ihn Cicero nennt, von dem heute Lewin (Phantastica S. 135) annimmt, daß er Schwefelwasserstoff enthielt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein Teil der Wirkungen in Delphi auf dieses Gas zurückzuführen ist. Wichtiger aber erscheint mir für die Auslösung der Ekstase das Kauen der Lorbeerblätter, die natürlich allein zu solcher Wirkung auch nicht befähigt waren, dagegen wenn sie zusammen mit dem Kraute Apollinaris, der Bilse, gekaut wurden, denn der Zustand, in den die delphische Pythia geriet, scheint mir vollkommen dem zu entsprechen, der ausführlich bei dem peruanischen Indianer (S. 287) nach Genuß des Tongatrankes geschildert

Aber außer dem Tabaksgeist sollte ihnen noch der Takini-Geist einverleibt werden, damit sie auch über diesen starken Geist zur Bekämpfung der bösen Geister bei der Heilung der Kranken verfügen könnten[1]). Darum erhielt jeder an dem ersten Nachmittag des Takini-Kursus von dem Meister zwei kleine Kalebassen des giftigen Takini-Saftes, den er aus diesem Baum gezapft hatte, zu trinken. „Zitternd und bebend lagen sie danach in ihrer Hängematte, von dem Takini-Fieber, das bis zum Ende dieses Kursus dauerte, geschüttelt.“ In ihrem Takini-Delirium sahen sie allerlei geheimnisvolle Lichtchen um sich herumflackern. Während der drei Nächte dieses Kursus wirkte der Meister für seine Schüler: mit Gesängen und mit dem Schütteln der Rassel rief er die guten Geister auf sie herab.

Penards kurze Bemerkungen über die Wirkungen des Takini-Saftes erfahren eine wichtige Ergänzung durch Ahlbrinck: Auch er berichtet nach seinen Gewährsmännern, daß die Probe, der Takini-Kursus nicht so lange dauerte wie die Probe und der Kursus für die Heranbildung des Tabakpujai-Mannes. Das Quantum von Takini-Saft, einer milchartigen, aus dem Takini-Baum abgezapften Flüssigkeit, das jeder der Lehrlinge trinken mußte, betrug zwei kleine Kalebassen. Die starken Wirkungen dieses Giftes auf die Körper der Lehrlinge wurden von dem Meister aber dem Anfall böser Geister zugeschrieben. Mit dem starken Geist, der in dem Takini-Baum sich befindet, stehen viele andere Geister, gute und böse in Verbindung. Einer dieser guten Geister ist z. B. Kwatta (Ateles peniscus, der Schlingeraffe); böse Geister dieses Baumes sind andere Tiere. Der Kaiman ist teils gut, teils böse. Die bösen Geister fallen über den Kandidaten her, der den Saft dieses Baumes getrunken hat: zuerst bekommt er ein Gefühl, als ob er das kalte Fieber habe; er beginnt zu zittern. Die Caraïben erklären diesen Fieberanfall als einen Überfall, den die bösen Geister auf den Takinisaft-Trinker machen, indem sie an seiner Hängematte rütteln, ihn an seinem Leibe zerren, ihn hier und dort stechen, so daß er in diesem schrecklichen Fieberanfall, der als Geisterangriff angesehen wird, zu schreien beginnt. In seiner Hängematte zittert er so stark und wirft er sich so herum, daß das Blätterhaus, an dessen Balken die Hängematte hängt, zusammenstürzen würde, wenn es nicht fest auf seinen Pfosten stünde. Ist diese erste Fiebernacht vorüber, dann kann der so zugerichtete Takinisaft-Trinker nicht mehr gehen, sondern nur noch kriechen[2]). — Der Verlauf der Einwirkungen des Takini-Saftes scheint der zu sein, daß zuerst eine euphorische Stimmung eintritt, in der sich die halluzinatorischen Visionen von einer Reise in den Himmel, die bei dem Tabakswasser-Trinken eintraten, wiederholen, daß danach aber die schädlichen Wirkungen des Giftes: kaltes Fieber, Schüttelfrost, Lähmungserscheinungen sich einstellen.

Wie stark unter den Caraïben der Glaube an die Möglichkeit der Himmelsreise der Medizinmänner, an ihre Macht über die Geister und damit an ihre Heilkraft, ja fast an ihre Wunderkraft in früheren Zeiten war, das zeigt sich in den Volkserzählungen, die Ahlbrinck anführt und in denen von Medizinmännern früherer Zeiten erzählt wird, daß sie mit ihren leiblichen Augen die bösen Geister, welche um einen Kranken weilten, sehen und daß sie eben Verstorbene wieder ins Leben zurückrufen konnten. Sie betasteten

wurde.“ S. 289. Vgl. die Wirkungen des Peyote: V. Petrullo, The diabolic Root. A study of Peyotism, the new indian religion, among the Delawares. Philadelphia 1934 (mit der Literaturangabe zu diesem Phänomen). Vgl. auch A. V. Reko, Magische Gifte. Rausch- und Betäubungsmittel der Neuen Welt. Stuttgart 1938. — In: American Anthropologist Bd. 36 (1934), die Aufsätze von W. Z. Park, Paviotso Shamanism (S. 98—113) und A. J. Hallowell, Some empirical aspects of Northern Saulteaux Religion (S. 389—404).

[1]) Penard, Bijdr. 656ff.

[2]) Ahlbrinck, Enc. S. 403, Nr. 32.

den Toten in der Lebergegend und stellten fest, ob noch ein wenig Leben in ihm war. Dabei rauchten sie eine sehr lange Zigarre, bliesen den tief eingeatmeten Rauch auf die genannte Körperstelle, worauf der Tote sich rührte, rauchten ihn zum zweiten, zum dritten Male an, worauf der Tote aufstand[1]).

Wie lebendig die Anschauung war, daß der pujai zu Gott aufsteigen könne, geht auch aus folgender Erzählung hervor: Da viele Menschen starben, ging ein berühmter pujai-Mann zu Gott, und da er sehr unverschämt bei Gott anhielt, griff Gott zum Schwerte, worauf der pujai-Mann schleunigst wieder zur Erde zurückging und vorläufig nicht mehr in den Himmel emporstieg[2]). Die interessanten Ausführungen Penards und Ahlbrincks, wie die Medizinmänner ihre Herrschaft über die Geister bei der Heilung von Kranken ins Werk setzen, müssen leider hier übergangen werden[3]).

Die hier behandelten caraïbischen Berichte über die suggestive Art, wie den Kandidaten die Lehre von den Geistern und von dem Aufstieg der Seele des pujai-Mannes in die Himmelsregionen beigebracht wurde, und über die verschiedenen Mittel: Hungern, narkotisierende Tränke, Rundtänze, eintöniges Singen, wodurch eine Überreizung der Nerven und der Phantasie, eine Schwächung des Wachbewußtseins und dann halluzinatorische Visionen hervorgerufen werden, die auf dem mit so starker Suggestionskraft von dem Meister den Lehrlingen vorgetragenen Belehrungen über die Geister, ihre Kräfte und ihre Wohnungen beruhen, daß sie als Wirklichkeit und echtes Erleben angesehen wurden, lassen uns ahnen und mit Wahrscheinlichkeit auf Grund von Analogien schließen, wie wir uns das Entstehen der Vorstellung von der Himmelsreise in den zu Beginn dieses Aufsatzes erwähnten Schriften und Mysterienkulten zu erklären haben[4]). Jedenfalls ist auch in diesen Vorstellungskreisen der Glaube wirksam, daß Geister in den himmlischen Regionen neben Göttern und neben dem Höchsten Wesen wohnen, daß Krankheiten als böse Wirkungen von bösen Geistern ausgehen, daß diese bösen Geister von guten Geistern überwunden werden können, und daß es einzelnen Menschen möglich ist, mit diesen Geistern in Verbindung zu treten und mit ihrer Hilfe die schädlichen Einflüsse böser Geister zu überwinden und nützliche Offenbarungen zu erlangen. Die Praktiken, mit denen die caraïbischen Medizinmänner ihre Visionen von den himmlischen Regionen und den dort weilenden Geistern erwirken, tragen, — das sei hier nur kurz angedeutet, — doch ein wenig zur Erhellung der visionären Erlebnisse in den früher genannten Himmelfahrtsberichten und in den antiken Mysterienkulten bei. An anderer Stelle will ich näher auf diese Parallelen und auf die hier in Betracht kommenden psychologischen Probleme eingehen[5]).

[1]) Ahlbrinck, Enc. 235 unter: Kumaka. Vgl. Penard, Bijdr. S. 670. Roth a. a. O. S. 346ff.

[2]) Ahlbrinck, Enc. 408, Nr. 60.

[3]) Über die Art des piaiens, d. h. das Beschwören der Krankheitsgeister und der bösen Geister: Penard, Bijdr. 665ff. und Ahlbrinck, Enc. S. 405f.

[4]) Wertvolles Vergleichsmaterial zu dem hier behandelten Fragenkomplex bieten die Forschungen M. Gusindes über die Feuerländer; er handelt über die Medizinmänner der Selk'nam in dem 1. Band seiner „Feuerland-Indianer", Mödling bei Wien 1931 S. 717—807 und über das Medizinmannwesen der Yamana in dem 2. Band, 1937, S. 1383—1435. Gusinde bringt in seinen beiden Bänden auch wichtige Beiträge zum Geisterglauben der Feuerländer.

[5]) Erst nachträglich, nachdem diese Abhandlung bereits zum Satz gegangen war, erhielt ich sowohl durch Herrn Prof. B. Schrieke, Direktor des Völkerkundemuseums des Kon. Kolonial-Instituts zu Amsterdam als auch direkt durch Herrn C. H. de Goeje, den Haag, dessen Antwort auf meine Anfrage nach dem botanischen Namen des Takinibaums, der weder von Penard noch von Ahlbrinck angegeben ist: „Die Caraïben nennen den Baum takini, die Arowakken hiali oder hiari; wie ich (de Goeje) meine, sagen die Buschneger wohl takina, mama-wodoe